

Warte
Auf
Nichts
Erlebe
Jetzt

Christoph Schwabe

Christoph Schwabe

Dem Musiktherapeuten, Musiker, Maler und Autor zum 90. Geburtstag

Von Thomas Schinköth

Dieses Foto weckt in mir Heimatgefühle. Der Raum mit den Musikinstrumenten, dem Cembalo und dem großen Gemälde von Christoph Schwabe gehört zur Crossener Akademie für Angewandte Musiktherapie, die sich seit Oktober 2020 im thüringischen Posterstein befindet, einem Ort, der eng mit dem Schriftsteller Hans Fallada (1893–1947) verbunden ist. Für drei Jahre habe ich dort jeden Monat ein Wochenende verbracht, um mit rund 20 Mitstudierenden zu beginnen, das musiktherapeutische Handwerk nach dem Konzept von Christoph Schwabe zu erlernen und mich dabei selbst neu zu entdecken. Es war etwas Besonderes, zu unterschiedlichsten Jahreszeiten mit ihren individuellen Stimmungen anzukommen und dann immer wieder einzusteigen in den Gruppenprozess, der verbunden war mit vielfältigen und vor allem prägenden Selbsterfahrungen, die intensiv nachwirken und immer wieder neue Lebenstüren öffnen.

Dass ich mit Ende 50 noch einmal eine Ausbildung aufnehmen würde, hatte zunächst einen äußeren Impuls. Im Herbst 2019 begegnete ich Christoph Schwabe in Leipzig zum ersten Mal persönlich. Ich hatte dem vielseitigen Künstler, Wissenschaftler, Pädagogen und Autor geschrieben, weil ich gerade seinen Band über die Orgeln der 1968 gesprengten Leipziger Universitätskirche gelesen hatte. Wie sehr hatte mich dieser Band bewegt. Wir sprachen dann zwar wenig über dieses Thema. Zu schmerzlich war die Erinnerung: »Ich kann dieses Ereignis nur verdrängen, überwinden kann ich es nicht.« Aber es entstand ein so warmherziges Gespräch über Lebensaspekte, wie ich sie oft noch nicht gesehen hatte. Über Kommunikation, Begegnungen, die einzigartige Atmosphäre von Gärten, die komplexen Vorgänge des Improvisierens und wie sehr jede Lehrstunde eine Uraufführung bedeutet. Man müsse immer wieder »leer« sein, sich neu einlassen auf die Menschen. Immer wieder entstehe ein neuer Prozess. Und ich erlebte seinen herzlichen Humor. Zu Beginn schon überreichte er mir – als Geschenk – drei seiner zahlreichen Bücher: Das Jahr 1991 und der weite Weg der Musiktherapie, 40 Jahre Schmiedeleben und das Wahrnehme-Übe-Buch.

Das Gespräch endete, als die Backfiliale schloss, mit dem Angebot eines Buchprojektes über die Entwicklung seines musiktherapeutischen Konzeptes, das zu den zeitlosen Leistungen aus der DDR gehört, bis heute immer wieder neu ausdifferenziert und weiterentwickelt, in vielfältigen Bereichen bewährt, mit fundiertem theoretischen Hintergrund. Ich solle mir Zeit nehmen, es zu entscheiden.

So begann ich erst einmal mit der Lektüre der mitgebrachten Literatur. Das Wahrnehme-Übe-Buch begann mich bald durch den Alltag zu begleiten. Ich las nie viel, sondern ließ mir Zeit zum Vertiefen.

Dann begann ich, eigene Beobachtungen zu notieren. Es wurde bisweilen sogar zu einem Ritual am Tag, mir Zeit zu nehmen zu dem, was mir viel später unter dem Begriff »akzeptierendes Wahrnehmen« bewusst wurde. In dem Schmiedebuch, das einer Abenteuergeschichte glich, blieb ich immer wieder bei einer Reproduktion hängen. Diese zeigt eine Winterlandschaft, nicht irgendeine, sondern den Blick zur Schmiede. Ein Fenster ist erleuchtet. Das Licht wirkt warm und spiegelt seinen Schein im frischen Schnee. Noch nie hatte ich so gemalten Schnee erlebt. Er wirkte zum Greifen nahe, hatte für mich eine haptische Komponente. Es war für mich weniger ein äußeres als ein inneres Bild. Inzwischen habe ich es für meine Kolleginnen im Seniorenbüro gekauft. Es begleitet uns auf unserer gemeinsamen Arbeitsstelle.



Christoph Schwabe: Dezember, 2023



Foto: Uta Gau

»Das Jahr 1991« entdeckte ich für mich, je mehr ich darin las, als eine der spannendsten Zeitgeschichten des 20. Jahrhunderts, zumal Leipzigs. Was für ein vielfältiges Leben wird darin geschildert – oft zwischen den Stühlen, mit vielen Facetten, dem Sowohl-als-Auch von gelebter Zeit, mit Hoffnungen und Enttäuschungen. Und immer wieder mit Katastrophen, die zur Quelle neuer Möglichkeiten wurden. In einem seiner letzten Bücher, »Lebensort Herbstgarten«, lese ich gerade von Hermann Hesse, einem für Christoph Schwabe prägenden Dichter: »Bereit zum Abschied sein und Neubeginne...«

Was für ein Leben: 1934 in Rabenstein bei Chemnitz geboren, erlebte Christoph Schwabe drei Gesellschaftssysteme. Früh schon begeisterte er sich für die Orgel und es entstand eine lebenslange Liebe zu diesem Instrument. Aber auch das Malen wurde ihm zum Ausdrucksbedürfnis. Er erinnerte sich an die 5. Klasse seiner Rabensteiner Schule. Der Klassenlehrer, der aus russischer Kriegsgefangenschaft kam, bot sechs Stunden Malen pro Woche: »Was malten wir? Erlebten Krieg! Wir durften, wir sollten malen, was uns auf der Seele brannte. Das war für mich der Beginn: Malen als notwendiges Loswerden von Erlebtem. Malen als Lebensgestaltung.« Zugleich wurde ihm klar, dass er mit dem, was er so liebte, nie seinen Lebensunterhalt verdienen wollte. Schließlich nahm er ein Schulmusikstudium in Leipzig auf. Leipzig war für Christoph Schwabe damals »ein magisches Wort«. 1950 hatte er die Stadt erstmals besucht und zum Bachfest die Thomaner unter Günther Ramin mit der berühmten h-Moll-Messe erlebt. Ein überwältigender Eindruck blieb ihm in Erinnerung. Die Stadt hatte eine besondere Atmosphäre. Da war einerseits der Geruch, der je nach Wetterlage schwankte, da war aber vor allem diese reiche, gewachsene Kultur, die geistige Unabhängigkeit ermöglichte. Unvergessen sind Erlebnisse in der Thomaskirche und im Gewandhaus, die legendäre Kunstbuchhandlung von Kurt Engewald in der Kloostergasse und das nicht weniger sprichwörtliche Musikaliengeschäft von Botho Becker, der nahezu alles beschaffen konnte, was die Musikwelt bot und Studenten oft einen Rabatt einräumte.

»Es gibt keine alte und neue, sondern nur gute und weniger gute Musik, und das Kriterium dafür liegt allein in der Nachhaltigkeit, mit der sie über alle Zeiten und Meinungen hinweg zu beeindrucken vermag.«

Ingeborg Stein

[Leipzig] ... hatte eine besondere Atmosphäre. Da war einerseits der Geruch, der je nach Wetterlage schwankte, da war aber vor allem diese reiche, gewachsene Kultur, die geistige Unabhängigkeit ermöglichte.

Zunächst war die Schulmusik an der Musikhochschule verankert, die in politisch komplizierten Zeiten eine Oase bildete. Er fand dort vielfältige Anregungen, die oft andere waren, als sie andere Studierende suchten. So interessierte er sich für offenes Singen, für Fragen der Lehrer-Schüler-Beziehungen, unterschiedliche Rollen, überhaupt für die soziale Komponente der Musik. Und welches Erlebnis war es, bei dem Universitätsorganisten Robert Köbler, einem herausragenden Improvisator und Interpreten, der sich nie auf Routine verließ, sondern immer wieder die Leidenschaft des Augenblicks suchte.

Das vergleichsweise freie Klima änderte sich, als die Schulmusik-Ausbildung an die Universität wechselte. Ständig wurden Bekenntnisse gefordert. Die studentische FDJ-Leitung übte dort eine große politische Macht aus. Wozu dies führen konnte, erlebte Christoph Schwabe kurz vor dem Ende seines Studiums. Er hatte sich intensiv mit dem Zusammenhang von musikalischen Formen und sozialen Formationen befasst, der ihn zeitlebens beschäftigen sollte, und seine Diplomarbeit vorfristig abgegeben. Zugleich war er kaum noch in Vorlesungen gegangen, die ihn nicht interessierten. Es folgten ein Wandzeitungsartikel »Ein sozialistischer Student?«, eine FDJ-Vollversammlung – von der Art eines Tribunals, wie er sie noch öfter erleben sollte – und schließlich ein strenger Verweis wegen »Bummelei« und »unklarer politischer Haltung«. Die Berufslenkungscommission ordnete an, Christoph Schwabe solle sich in der Produktion »bewähren«.

Aber es gab auch, wie Christoph Schwabe schreibt, den »Kontrapunkt« zu dieser Entwicklung, der mitgedacht und mitgeföhlt werden muss, will man ein Bild dieser Zeit gewinnen. Es ist wie in der Musik, die Christoph Schwabe so liebt, sie entsteht aus den kontrapunktischen Wirkungen als einem vielschichtigen Lebenssystem. Zu dieser anderen Seite von DDR-Alltag gehörte die Kultur der Hauskreise und Hauskonzerte sowie der offenen Singveranstaltungen in kirchlichen Kreisen. Und auch die Universität bot Inseln, auf denen ein anderer Geist lebte als Parteidiktatur. So besuchte Christoph Schwabe die Vorlesungen bei dem Musikwissenschaftler Heinrich Bessler, die Anregungen boten zu einer »soziologisch-funktionalen Betrachtungsweise von Musik«. Und er spielte im Collegium musicum unter Hans Grüß mit, einem Ensemble für die Aufführung Alter Musik. Aber was heißt Alte Musik: Ingeborg Stein, die Christoph Schwabe damals kennenlernte und bis zu ihrem Tode eine »Streitfreundin« blieb, drückte es so aus: »Es gibt keine alte und neue, sondern nur gute und weniger gute Musik, und das Kriterium dafür liegt allein in der Nachhaltigkeit, mit der sie über alle Zeiten und Meinungen hinweg zu beeindrucken vermag. Gängige Schulweisheiten und Ideologien waren damit für uns für alle Zeit außer Kraft gesetzt.«

Hans Grüß war es auch, der Christoph Schwabe 1960 an die Leipziger Universitätsklinik für Psychiatrie und Psychotherapie vermittelte. Dort fand er – nach dem Studium mit Berufsverbot belegt – eine Anstellung als Musik- und Arbeitstherapeut. An der Psychotherapeutischen Abteilung wirkte eine junge Oberärztin, die Pfarrerstochter und SED-Mitglied war und engagiert ein außergewöhnliches Psy-

chotherapiekonzept aufzubauen suchte, das bis heute Maßstäbe setzt. In einem interdisziplinären Team sollten unterschiedlichste Behandlungsformen eng miteinander verzahnt werden, ausgehend von subtilen Diagnosen. Jeder Patient brauche eine individuelle Mischung von verbalen und nonverbalen Methoden, war Christa Kohlers Grundsatz. Mit anderen Worten: Jeder Patient bekam einen eigenen Therapieplan. Dabei stand die menschliche Seite im Mittelpunkt, die »Zuneigung zum Menschen«, das »Vermitteln von Geborgenheit«.

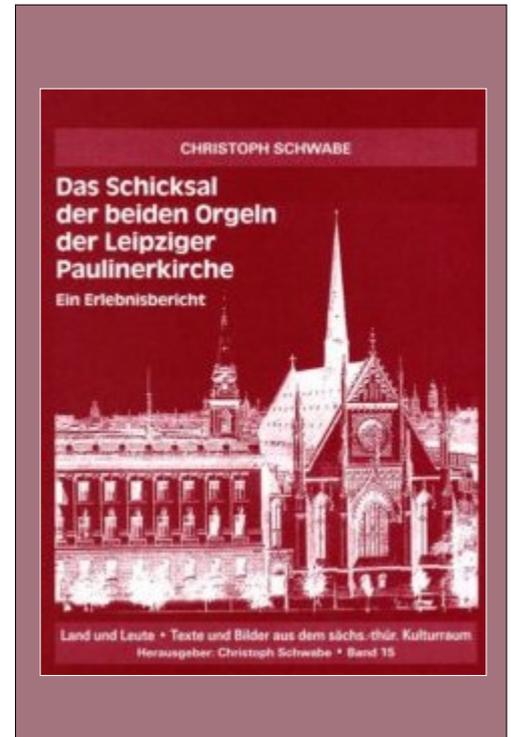
Für Christoph Schwabe bot sich ein weites Experimentierfeld. Zunächst hatte er viel in sich aufzunehmen. Er besuchte Vorlesungen und Seminare zu medizinischen und psychologischen Aspekten. Und er nahm zu Persönlichkeiten Kontakt auf, die sich in irgendeiner Weise mit Musiktherapie oder Psychotherapie beschäftigten. So durfte er 1966 zu einer Studienreise nach Wien aufbrechen, wo schon seit 1958 Musiktherapeuten ausgebildet wurden. Allerdings wusste er bis zum letzten Tag nicht, ob er reisen konnte, und der Aufenthalt durfte der Leipziger Universität keinen Pfennig kosten. Aber es fanden sich Mittel und Wege.

Zu den nachhaltigen Eindrücken gehörte die Begegnung mit Viktor E. Frankl, der mehrere Konzentrationslager überlebt hatte, wobei am Abgrund zwischen Tod und Überleben die Frage nach dem Sinn des Lebens für ihn eine besondere Bedeutung erlangt hat. Dieser Aspekt, die Sinnfrage, wurde für ihn auch die Grundlage für seine »Logotherapie«, die auch Christoph Schwabe prägte, ebenso wie Frankls Beschäftigungen mit den Paradoxien. (Während ich dies schreibe, muss ich daran denken, wie mir kürzlich bei einem offenen Singen wieder entfahren sollte: Seid mutig!, zum Glück blieb es im Halse stecken, denn solche Aufforderungen bewirken nur das Gegenteil. Aber Paradoxien lassen sich in der Therapie nutzen).

Ergebnisse der musiktherapeutischen Entwicklungsarbeit äußerten sich in Christoph Schwabes Dissertation, dem noch heute lesenswerten kollektiven Buch, herausgegeben von Christa Kohler, und in einer Internationalen Konferenz 1969, im März, trotz folgenreichen Schneefalls. Dass die Tagung zustande kam, ein Jahr nach der Sprengung der Universitätskirche, dem Abriss der Ruine des Alten Gewandhauses im Musikviertel und dem Weggang von Gewandhauskapellmeister Vacláv Neumann, gleicht einem Wunder. Sie wurde nicht nur zu einem internationalen Austausch und einer Bestandsaufnahme, bei der sich die wegweisende Bedeutung der Leipziger Entwicklungen offenbarten, sondern auch zu einer freundschaftlichen Brückenschmiede: In der Nacht vom 18. zum 19. März jenes Jahres schlich sich Christoph Schwabe mit internationalen Kollegen in die Thomaskirche – er hatte einen Schlüssel, weil er dort einen Chor leitete –, und sie schlugen, nahe des Grabes von Johann Sebastian Bach die Orgel, leise zwar, damit sie niemand von außen hören konnte, aber voller Emotion.

Musiktherapie beruht nicht auf der Annahme, dass Musik heilen kann. »Musikalische Hausapotheken«, Musik-CDs mit »Heilversprechen« sind eine Illusion. Aber Musik kann die Gefühle des Menschen ansprechen und durch gezielte Impulse therapeutische Bedeutung erlangen. »Es geht nicht darum, Menschen mit Musik zu behandeln, sondern [...] dass Menschen mit Hilfe von Musik selbst handeln«, schreibt Ulrike Haase auf der Website von Christoph Schwabe, die Interessenten empfohlen sei. Sie erweist sich als Fundgrube: Da wird der Leser nicht zuletzt auf Video-Vorträge zur Musikgeschichte stoßen: Für mich boten die Filme nochmal einen neuen, lebensvollen Zugang, auch wenn ich vor Jahren Musikwissenschaft studiert und etliche Jahre selbst unterrichtet habe: Wie eindrucksvoll ist der Ansatz, Musik aus der sozialen Existenz des Menschen heraus zu verstehen, in ihr Rituale, soziale Rollen, Kommunikationsmodelle zu entdecken. Demnächst wird der vierte Teil von Schwabes Vorträgen zu erleben sein. Er widmet sich der Musik des 20. und 21. Jahrhunderts.

Musiktherapie beruht nicht auf der Annahme, dass Musik heilen kann.



Wenige Zeit nach dem internationalen Kongress, zu dem auch ein nach wie vor bemerkenswerter Bericht herauskam, erkrankte Christa Kohler schwer. Für die Klinik hatte das Folgen. Allmählich zerbröselte das eng verzahnte Konzept. Christoph Schwabe sah diese schwierige Zeit für sich als Herausforderung. Gerade in Katastrophenzeiten dachte er an die Zukunft. Das war auch jetzt so, in diesen komplizierten siebziger Jahren. Er suchte sein Konzept wissenschaftlich weiter zu begründen und als eigenständiges Methodensystem weiterzuentwickeln und die Einsatzfelder zu erweitern. So legte er als Habilitation eine hochdifferenzierte Methodik vor, als erster Musiktherapeut in den deutschsprachigen Ländern, vielleicht sogar Europas. Dadurch sollte sein Konzept auch lehrbar werden. Später wurde ihm wiederholt vorgeworfen, er würde in seinen theoretischen Betrachtungen zu sehr das Individuum vernachlässigen. Dabei war jedoch das Gegenteil der Fall: Die grundsätzlichen Erwägungen erwiesen sich vielmehr als eine Meta-Ebene, die – ganz im Sinne des psychotherapeutischen Ansatzes von Christa Kohler – den einzelnen Menschen mit seiner Einzigartigkeit als bio-psycho-soziales Wesen im Blick hatte.

Gerade, im 35. Jahr nach den Herbstereignissen von 1989 (Begriffe wie »Wende« oder »Wiedervereinigung« meide ich, weil sie meines Erachtens die Hoffnungen, aber auch Enttäuschungen nach der Friedlichen Revolution nicht ausdrücken), geht ein Riss durch die Gesellschaft, der mich beunruhigt. Während ich diese Beobachtung notiere und danach innehalte, mit einem langen Ausatmen, das oft wichtiger ist, als das Einatmen (siehe Lebensort Herbstgarten), blättere ich in dem Band zum 70. Geburtstag von Christoph Schwabe 2004. Darin lese ich in dem ermutigenden Vorwort von Ulrike Haase, man sollte »nicht müde werden [...] im Bemühen, sich einander mitzuteilen, auch, oder gerade dann, wenn die Zeiten dafür schlecht erschei-

nen.« Und wie schon oft vorher lese ich mich in dem Band fest. Er enthält zehn Dokumente, vorwiegend Vorträge aus der Zeit zwischen 1988 und 1990. Diese stecken voller Geschichte und Geschichten. An einige Geschichten werden nach den jeweiligen Texten erinnert.

Es war eine bewegte Zeit. Die Musiktherapie in der DDR hatte sich in einem langen Prozess zu einem flexiblen Methodensystem entwickelt. Das Anwendungsfeld war überaus breit geworden. Neben unterschiedlichsten klinischen Bereichen fanden zunehmend auch andere Bereiche Aufmerksamkeit, so Pädagogik, Behindertenarbeit und Gesundheitsvorsorge. Christoph Schwabe arbeitete inzwischen als Dozent in Dresden an einem Forschungsprojekt, das in der Entwicklung einer »Musikalischen Elementarerziehung« mündete. Gerade an einer Musikhochschule, an der eher der Leistungsgedanke im Mittelpunkt stand, widmete er sich dem Potential der Musik für die Entwicklung der Persönlichkeit: für die Entfaltung von Kreativität, die Entwicklung der Wahrnehmungsfähigkeit und für die sozialen Prozesse.

Jahrelang war Christoph Schwabe seit seinem Studienaufenthalt in Wien verweigert worden, ins »nichtsozialistische Wirtschaftsgebiet« zu reisen. Dabei hatte er immer wieder Einladungen zu Konferenzen erhalten. Oft kam die Ablehnung in letzter Minute. Längst war der Vortrag vorbereitet. Er stand im Veranstaltungsprogramm. Einmal war die Reise offenbar verweigert worden, weil er einer österreichischen Freundin einen Artikel mitgegeben hatte, um ihn zur Veröffentlichung im Westen »auszuschleusen« ... 1988 wehrte er sich, nicht zuletzt mit Hilfe seines Kollegen Ludwig Güttler, gegen die Ablehnung von Reisen. Schließlich durfte er, nach zermürbendem Hinhalten, an einem Kongress in Hamburg teilnehmen. Die Zeit war voller Emotionen. Das spiegeln die Vorträge wider. 1989 folgten Reisen in die Niederlande und nach Cloppenburg. In Cloppenburg wurde er, zuvor wieder wegen der Ausreise gedemütigt, mit der Frage eines Kollegen konfrontiert: »Na, haben Sie gleich Ihren Rucksack mitgebracht?«

Nein, Christoph Schwabe hatte keineswegs die Absicht, im Westen zu bleiben. Er bedauerte, dass so viele, gerade junge Menschen ausreisten. Er sah seinen Platz in jenem Stück Land, dessen kulturellen Traditionen er sich so eng verbunden fühlte. Das sei »die erste kleine Erfahrung des Umkippens einer zuvor erlebten Wiederbegegnungseuphorie« gewesen, »die schlagartig ihren Charakter dann änderte, als es die Mauer nicht mehr gab.« 1993 sollte Christoph Schwabes »Methodik«, die auf der Habilitation beruhte, für eine vierte Auflage vorbereitet werden. Der Verlag, inzwischen vom Westen übernommen, forderte ihn schriftlich auf, »allzu deutliche Bezüge zu DDR-Autoren zu streichen«. Christoph Schwabe, der immer Unangepasste, wehrte sich gegen diese »allgemeine Verdächtigung und Gleichmacherei«. Die Auflage erschien nicht.

Im August 2021 besuchte ich zum ersten Mal die alte Schmiede in Vollmershain. 1977 hatte Christoph Schwabe sie erworben. Damals lebte er noch in Leipzig, verspürte dort aber wachsende Luftnot, Trauer und Ausweglosigkeit. Vollmershain sollte ihm helfen, aus dieser Enge auszubrechen und wieder atmen zu lernen. Auf welches Abenteuer er sich einließ, ahnte er wohl nicht, als er begann, die Ruine zu reanimieren, mit den eigenen Händen, als neugierig Lernender in Fragen des Mauerns, Zimmerns, Ofensetzens und vielem mehr. Aus dem geplanten Rückzugsort entwickelte sich über die Jahre und Jahrzehnte weitaus mehr: Es entstand ein neuer Lebens- und Schaffensmittelpunkt.

1997 erschien ein Buch mit Gedichten und Zeichnungen Christoph Schwabes – »Mitte des Jahres. SCHMIEDE-DA-SEIN«. Die »alte Freundin« Ingeborg Stein schrieb im Nachwort: »In den Jahren ihres Beisammenseins haben sich Haus und Herr aneinander gewöhnt. Sie haben sich gegenseitig geformt, gestützt, vor Bösem bewahrt, das Gute in sich wachsen lassen und von hier aus in die Welt geschickt. Die Schmiede ist in dieser Zeit zur Gedankenschmiede und schöpferischen Werkstatt auch für die Vielen geworden, die hier ein- und ausgehen, um ihren noch vagen Plänen und Vorstellungen die ‚rechten Hufeisen‘ anpassen zu lassen, die den steinigen Straßen der Realität gewachsen sind.«

Die dabei empfundene neue Lebensqualität hatte nicht zuletzt mit dem Schmiedegarten zu tun, der mit der Zeit, wie Christoph Schwabe schreibt, »immer stärker eine eigene Architektur erhielt«. Er wurde zu einem Begegnungsort, mit der Natur, mit Freunden und Bekannten aus Nah und Fern, und mit sich selbst, seinen Wurzeln und den vielfältigen Jetzt-Empfindungen. Zwei wunderbare Bücher über den Lebensort Garten geben berührende Einblicke.

Da schreibt Christoph Schwabe von dem faszinierenden Erleben des Sonnenuntergangs – und wie intensiv in die natürliche Dunkelheit ein vermeintlich schwaches Kerzenlicht scheint (wie anders lese ich bei Kerzenlicht). Und welches besondere Erlebnis, als der zwischen vielen Interessen Lebende im Coronajahr 2020 zu sommerlichem Lauschen und Schauen in seinen Garten einlädt. »An sechs Wochenenden erklang Musik von Claudio Monteverdi, Orgelmusik von Dietrich Buxtehude, Johann Pachelbel und Johann Sebastian Bach, Mozarts Prager Sinfonie und das 1. Klavierkonzert von Johannes Brahms. Für viele Menschen, auch für mich, war dies ein Ereignis, das völlig neue und erweiterte Erlebniswelten auslöste. Wer kann schon von sich sagen, Pachelbels berühmte und zu Herzen gehende f-Moll-Chaconne einmal liegend auf der Wiese mit Blick in den blauen Himmel erlebt zu haben oder beim langsamen Satz von Mozarts Prager Sinfonie durch ein blühendes Staudenbeet gewandelt zu sein. Für mich waren besonders die Durchblicke durch Baum- und Sträucherarchitekturen das ganz besondere Erlebnis. [...]«



Blick zur alten Schmiede in Vollmershain, rechts das Malzimmer Foto: Uta-Katharina Gau



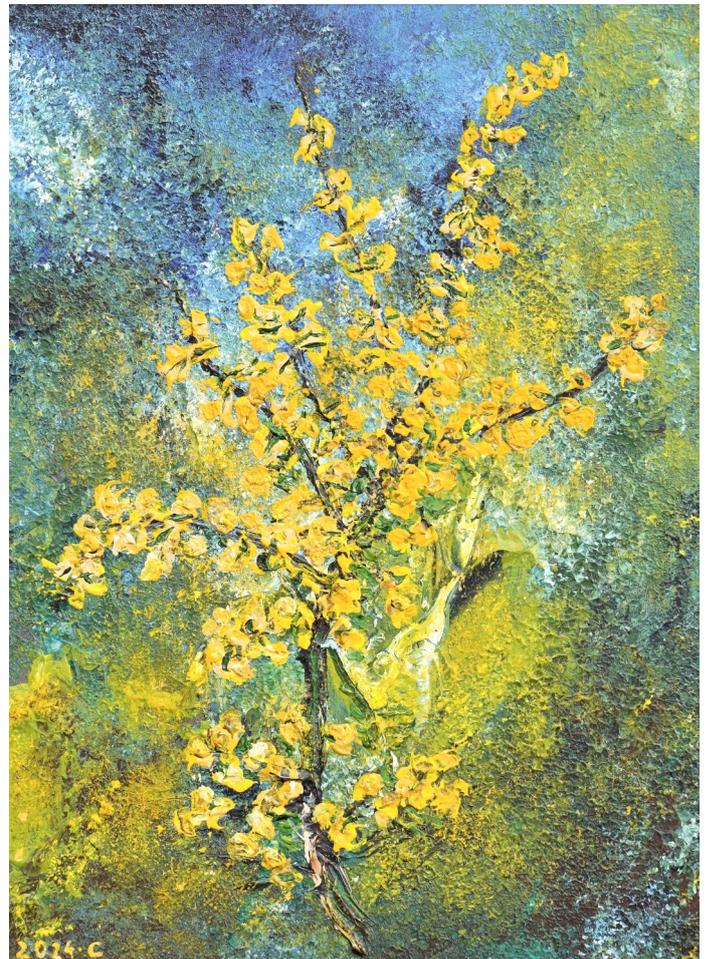
Christoph Schwabe:
Zerfließe mein Herz, aus dem Bilderzyklus zu Bachs »Johannespassion«

Wenn ich diese Zeilen und noch so viele weitere Eindrücke in seinen Büchern lese, muss ich zugleich an einen Ausspruch des Usedomer Malers Otto Niemeyer-Holstein denken. Er hatte einmal von sich gesagt, ihm würde sein eigener Garten als Motivquelle zum Malen ausreichen. Damit ist zugleich viel über Christoph Schwabe gesagt, über seine Bilder und über seine Bücher, auch die Gedichte, die er schrieb, auch wenn sie sich natürlich nicht auf den Garten beschränken: Aber das Universum seines Gartens bietet eine besonders große Fülle an Inspiration. Hier ist er und hat er sich in besonderer Weise verwurzelt – im Thüringischen, das Sächsische in Sichtweite. Hier können ganz besondere Bilder entstehen, geprägt vom Lebensraum Garten, der viel Verbindendes zum musiktherapeutischen Konzept hat: Es geht um Wahrnehmen und das Akzeptieren von Wahrgenommenen, um Beziehungsaufbau, um Kommunikation, um Paradoxien, um Erleben von Zeit, vor allem um Zeitnehmen. Im Garten leben viele Eigenzeiten neben- und miteinander. Hier lässt sich wieder Abwarten lernen, innehalten, aufeinander zuzugehen, das Eigene und das Andere als sich gegenseitig Befruchtendes entdecken. Rituale bestimmen den Kreislauf, jedes Jahr auf eigene Weise. Abschied und neues Leben liegen dicht beieinander, bedingen sich einander, ermöglichen Übergänge und Perspektivwechsel.

...man sollte »nicht müde werden [...] im Bemühen, sich einander mitzuteilen, auch, oder gerade dann, wenn die Zeiten dafür schlecht erscheinen.« Ulrike Haase

Der Vollmershainer Garten war auch der Ort, als sich Christoph Schwabe 1992 mit einer Schar Gleichgesinnter traf, um die Idee einer eigenen Ausbildungsstätte zu verwirklichen. Gerade war ein begonnener Studiengang Musiktherapie an der Dresdner Musikhochschule mitten in der Ausbildung abgebrochen worden. Christoph Schwabe wollte seine Erfahrungen – seinen systemischen Ansatz, sein über Jahrzehnte immer wieder weiterentwickeltes komplexes Methodensystem – auch für andere nützlich machen, suchte immer wieder Verständigung unter Fachkollegen. Katastrophen wurden für ihn, mit aller damit verbundenen Emotionalität, immer wieder zu Quellen für Neues. So entstand 1992 ein privatrechtliches Aus- und Weiterbildungsinstitut. Ulrike Haase, die die Akademie für angewandte Musiktherapie seit 2005 leitet, beschreibt den Weg der Einrichtung aus ihrer lebendigen Erinnerung heraus in dem Tagungsbericht »Der handelnde Mensch«: von Crossen, über Wetzdorf, Bad Klosterlausnitz bis Posterstein. Während dieses bewegten Entwicklungsprozesses entstand die »Sozialmusiktherapie«, die zahlreiche neue Einsatzgebiete des Konzeptes von Schwabe ermöglichte.

Ich möchte noch einmal an meinen ersten Besuch in Vollmershain zurückdenken. Damals sagte ich Christoph Schwabe das Buchprojekt zu: In einem ersten Teil sollte es den Weg der Musiktherapie-Entwicklung seit 1960 mit ihren Wurzeln nachvollziehen, eingebunden in die Zeitgeschichte. Im zweiten Teil den Weg der Akademie und in einem dritten Teil Porträts von Studierenden der Akademie und ihrem Arbeitsfeld. Dabei muss ich auch an einen Studienfreund denken, der vor rund zwanzig Jahren bei Christoph Schwabe drei Jahre studiert hat. Er hat danach nicht als Musiktherapeut gearbeitet, bekannte aber, dass ihm die Erfahrungen der Ausbildung für alles, womit er sich beschäftigt, nützlich ist. Mir geht es ähnlich, und ich fühle mich auf einem Weg. Ich habe in Posterstein eine wunderbare Studiengruppe kennenlernen und erleben dürfen, wie befruchtend es sein kann, miteinander zu lernen, nicht perfekt sein zu müssen und

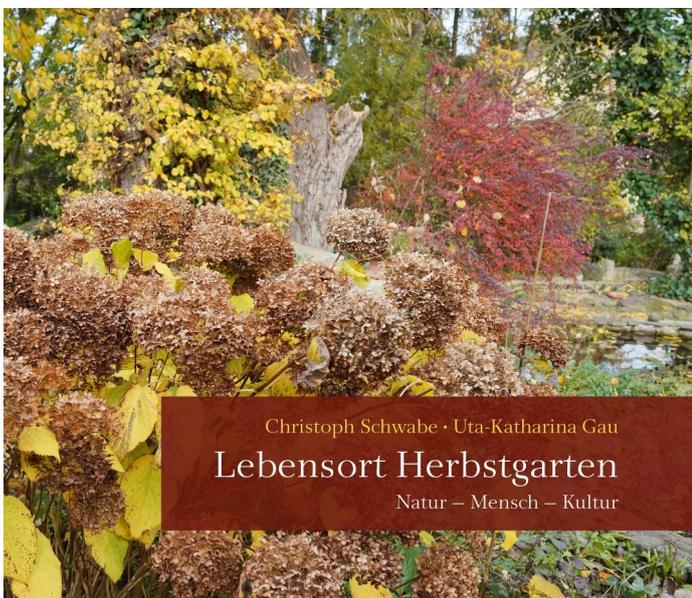


Christoph Schwabe: Gemälde von 2024, aus »Lebenszeit und Abschied«

Fehler machen zu dürfen, die doch eine wunderbare Quelle für Entwicklung sein können. Ich weiß, dass dieser Prozess des lebendigen Lernens weitergehen und mich immer wieder nach Posterstein führen wird, verbunden mit der Freude, sich wiederzusehen und sich gemeinsam in Kursen auf neue Entdeckungsreisen zu begeben. Und dazu gehört das gemeinsame Musizieren, vor allem das Improvisieren, bei dem es keine falschen, sondern nur unerwartete Töne gibt: als immer wieder neue Herausforderung, vor allem Möglichkeit, miteinander in Beziehung zu bleiben, auch ohne Worte. Das Buch, das ich schon lange geplant habe, ist nicht aufgegeben, im Gegenteil, aber es braucht Zeit. Auch dieses Geduldhaben ist eine Selbsterfahrung aus Posterstein, und über dieses Verinnerlichen, Zeitlassen, Nachspüren lese ich immer wieder bei Christoph Schwabe. Während ich diese Zeilen notiere, schreibt mir ein Mitstudent aus Posterstein: »Ich bin so dankbar für die Ausbildung, weil so eine Vielfalt in mein Leben gekommen ist.« Er spricht mir aus dem Herzen. ■

Dem vielseitigen Musiker, Maler, Musiktherapeut, Autor von *Herzen Glückwünsche zum 90. Geburtstag*. Ich freue mich auf weitere Begegnungen und neue Anregungen, darunter bei den Weiterbildungswochenenden, die *Christoph Schwabe 2025 in Posterstein* anbietet.

Herzlichen Dank an Uta-Katharina Gau für die Fotos.



»Weil das Besondere nicht das Übliche ist, ist es auch keine Selbstverständlichkeit, wenn sich Leute für unsere Hauskonzerte interessieren und bereit sind, dafür längere Strecken zurückzulegen. Die für sie erklingende Cembalomusik aus früheren Zeiten legt keinen Wert auf schnelle Virtuosität, sondern auf meditative Einkehr. Der herbstliche Schmiedegarten bildet dafür ein stimmiges Umfeld, weil die Natur zu dieser Jahreszeit auch nach Einkehr und Verinnerlichung drängt.«

Lesetipps:

Christoph Schwabe: Das Jahr 1991 oder Der weite Weg der Musiktherapie – Zehn musiktherapeutische Dokumente zur Wendezeit (beide Bände sind erschienen in den Crossener Schriften zur Musiktherapie) – Wahrnehme-Übe-Buch – Wider das Vergilben – Lebensort Garten – Lebensort Herbstgarten.

Aus den Crossener Schriften zur Musiktherapie, die inzwischen 26 Bände umfassen, sei außerdem empfohlen: Christoph Schwabe/Helmuth Rudloff (Hrsg.): Die Musikalische Elementarerziehung – Christoph Schwabe und Ulrike Haase: Die Sozialmusiktherapie – Christoph Schwabe: Regulative Musiktherapie – Ulrike Haase und Antje Stolz (Hrsg.): Improvisation – Therapie – Leben (mit zwei Beiträgen von C. Schwabe)

Und keineswegs zu zuletzt: Christoph Schwabe (Hrsg.) Nähe und Weite. Eine Malwoche auf Hiddensee. »Eine Malwoche auf Hiddensee, dazu noch im März. Was kann daraus entstehen, wie geht es einer Gruppe, die sich vorgenommen hat, gemeinsam zu malen, die Insel zu erkunden und die Natur zu erleben? Ein Puzzlespiel mit Hochs und Tiefs [...]«

<https://christoph-schwabe.de>

INGEBORG STEIN

Lebenszeit und Abschied

Hrsg. Von Uta-Katharina Gau und der Stiftung wohnen plus... im Kammergut Tiefurt 2024

Wie sich Lebenskreise doch miteinander verweben können: Uta-Katharina Gau, die seit 1990 auf Hiddensee lebt und arbeitet, war Ingeborg Stein (1934–2020) aus den Erzählungen ihrer Jenaer Verwandtschaft bekannt. Dann begegneten sie sich auf der Insel, zu der die Musikwissenschaftlerin, Musiktherapeutin und Autorin eine lebenslange Verbundenheit hegte. Stets brachte sie neue Bücher mit, wenn die beiden sich trafen. Einmal war ein Band über die „Geistliche Chormusik“ von Heinrich Schütz dabei, den sie gemeinsam mit Christoph Schwabe gestaltet hatte, mit Gedichten, Bildern und einer betrachtenden Annäherung. Wenige Tage vor Inge Steins Tod im Oktober 2020 lernte Uta Gau nun auch Christoph Schwabe persönlich kennen.

Jetzt ist ein gemeinsames Buch entstanden, mit einer Auswahl an Gedichten aus dem Nachlass der Autorin. Bislang kannte ich, abgesehen von den Schütz-Reflexionen, nur wenig Lyrisches von Inge Stein. Schon beim ersten Durchblättern hatte ich den Eindruck, da schreibt jemand aus tiefem inneren Bedürfnis, weil die Gedanken und Gefühle so auf der Seele brennen. Von Gedicht zu Gedicht fühlte ich mich aufs Neue tief berührt. Nie nahm ich mehr als ein oder zwei Gedichte vor. Die meisten aber las ich wiederholt – zunächst still für mich, dann laut. Dabei konnte ich den Rhythmus, den Klang und den Atem der Zeilen körperlich wahrnehmen. Einige Texte werden mich noch lange begleiten: „Jahrgang 34“ – Spiegel der tief eingebrannten Erlebnisse jener Generation, die „mit dem Feuer der Lüge“ aufgewachsen, in das „Meer der Verzweiflung“ getaucht war und dennoch bekennt: „Das Leben ist lebenswert mit allen Fasern unseres lebensgefährlichen Seins“. Dieses Ja zum Leben spricht aus allen Gedichten. Ob sie nun den Gefährdungen in unserer Welt Sprache geben („Und immer wieder fließt Blut / Und immer ist Schmerz unsäglich“ oder Mediengesellschaft) oder den Zauber der Insellosigkeit mit allen Sinnen einfangen. Ob sie sich nach Rückzugsorten sehnen oder den Lebensabschied der Autorin, die wachsende Verletzbarkeit des Alters und den Weg nach Innen begleiten. Manchmal habe ich mich nach der Lektüre an das Klavier oder meine Harfe gesetzt und den Tönen Raum gegeben, die sich entwickelt haben.

Herausgeberin Uta Gau stellt den Gedichten ein einfühlsames Präludium voran. Christoph Schwabe widmet seiner langjährigen „Streitfreundin“ lebensvolle Nachklänge, beginnend mit der ersten Begegnung 1957 an der Leipziger Universität. Obwohl ich Inge Stein nie selbst begegnet bin (sehr wohl allerdings in ihren Schriften zur Musik), habe ich das Gefühl, dass sie mir durch die persönlichen Schilderungen nah geworden ist: in ihrer Ausstrahlung, ihrem Humor, ihrer Vielseitigkeit, ihrer Leidenschaft, ihrer Sensibilität, ihrem Mut. Von Christoph Schwabe stammen auch die poetischen Gemälde in dem Buch: Begegnungsangebote zwischen verschiedenen Ausdrucksmitteln, die sich gegenseitig stimulieren, aber auch für sich stehen, um sich schließlich wieder zu berühren.

Thomas Schinköth

P.S. Vieldeutig ist der Umschlagsentwurf von Christoph Schwabe: Verwunschene Insel. Ein Traum. Der letzte Schnee. Abendlied im Garten. Der erste Schnee. Widerschein. Verletzbar. Zwielficht. Heute Nacht. Erinnerung. Furchtlos.

